

Redaction:Wien,
IV., Schleifmühlg. 25.**Sprechstunde:**Jeden Freitag von 5 - 6 Uhr
Nachmittag.Unverlangt einkommende
Manuscripte werden nicht
zurückgeschickt.

Die Warte

Eine Wiener Wochenschrift.

Herausgeber: Dr. Rudolph Lohar.

Erscheint jeden Samstag.

Administration:Wien,
IV., Schleifmühlg. 25.

Telephon Nr. 1072.

Offene Reclamationen
portofrei.

II. Jahrgang.

Wien, 12. März 1899.

Nr. 11.

Inhalt: N. Tillna. Briefe an den Grafen Thun. XIV. — G. F. Atkinson. Zur Philippinenfrage. — Briefe König Ludwigs II. von Bayern an Richard Wagner. — Dr. S. Stefan Epstein. Zur Psychologie des Spieles. — Dr. Fr. Medicinische Briefe. X. — Rudolph Lohar. Die Alten und die Jungen. — A. F. Vom Kunstgewerbe (Spigen). — M. Specht. Von Bildern. — Ernst von Wolzogen. Das dritte Geschlecht. — Vom Theater. Kaimundtheater. — Literatur. — Glossen. — Augusts. Finanzielle Unterhaltungen. — Augustin. Vor fünfzig Jahren. — Illustrationen im Text und „Bilderbogen für Schule und Haus.“ II. Széll und Thun. Von J. Pfeiffer.

Briefe an den Grafen Thun.

XIV.

Eure Excellenz
Herr Graf!

Ich habe wiederholt mit Vergnügen wahrgenommen, daß Eure Excellenz über eine gewisse bescheidene Fronte verfügen, die Sie zu Zeiten, wenn Ihr Geist seinen beau jour hat, manches ganz nette Wort zu Stunde bringen läßt. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Sie diese hübsche Gabe auf die Conversation im engen Kreise beschränken und den zierlichen Wit nicht auch in den ernstern Verathungen anwenden, wo er in der That besser am Plage wäre, als der vornehm thunende Ton, den Sie sich für diese Gelegenheit zurechtgelegt haben. Eure Excellenz gehen offenbar von der Ansicht aus, daß Geist und aristokratische Vornehmheit einander ausschließen; aber das ist ein Irrthum; das Kleuret ist ohne Zweifel eine ebenso ritterliche Waffe als die Reitpeitsche, die als Verständigungsmittel denn doch schon einigermaßen antiquirt ist.

Ich hoffe nicht in den Verdacht serviler Schmeichelei zu verfallen, wenn ich namentlich Ihre kunstvollen Bemerkungen über Ihre Collegen als ganz gelungen bezeichne. Welch' ehrlich verdiente Heiterkeit erwecken Eure Excellenz zum Beispiel, als Sie während einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses den armen Freiherrn v. Raft, der mit Ihnen und Ihren Collegen beim Buffet versammelt war, in den Sitzungssaal sandten, wobei Sie mit köstlichen Phlegma bemerkten, es müsse ausnahmsweise doch wenigstens so aussehen, als ob ein Minister im Saal wäre. Leider muß ich einen viel besseren Wit Eurer Excellenz über Herrn Dr. Raizl und den Zeitungstempel aus Rücksicht auf Ihren Staatsanwalt unterdrücken, weil es denn doch zu barock wäre, wenn mein ehrfurchtsvolles Schreiben um Eurer Excellenz geistreichen Einsfalls willen confiscirt würde.

So aufrichtig ich aber auch Ihr sarkastisches Talent anerkenne, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es eben jetzt an der unrichtigen Stelle angewandt wird; denn es ist durchaus nicht dasselbe, ob Eure Excellenz Ihre Collegen oder Herrn v. Széll zum Gegenstand Ihrer Witze machen. In dem einen Falle sind Sie sicher, die Lader auf Ihrer Seite zu haben, während Sie im anderen der Gefahr ausgesetzt sind, den bescheidenen Erfolg sehr empfindlich bilien zu müssen. Das wäre schließlich Ihre Sache, und Niemand hat das Recht, Ihnen vorzuschreiben, wie theuer Sie Ihre schlechten Vorberu erkaufen dürfen. Leider hat aber die Erfahrung gelehrt, daß in Oesterreich die Wölfer die geistreichen Einfälle der Minister bezahlen müssen; Eure Excellenz werden es deshalb nicht übel nehmen dürfen, wenn sich mein Patriotismus angstvoll fragt, mit welcher Quote wir den Schaden, den Ihre Witze anrichten, werden bilien müssen.

Nicht als ob ich Eurer Excellenz Zustand und Stimmung nicht zu würdigen wüßte! Ich kann mir sehr gut Ihre Em-

pfindungen vorstellen einem Mann gegenüber, dessen Familie die älteren Jahrgänge des Gothaer Kalenders in keine Art von Unkosten versetzt hat, dessen Ahnen zu der Zeit, als die von Hohenstein ihre Handelsgeschäfte noch in Burgverleihen mit Hilfe der eisernen Jungfrau und der spanischen Stiefel abwickelten, wahrscheinlich dem erheblich weniger ritterlichen Handel mit Vorkstewich oblagen, und der selbst zu der Zeit, als Eure Excellenz noch die landwirthschaftliche Akademie zu Proskau mit Ihrem Besuche beehrten, sich der spießbürgerlichen Beschäftigung hingab, die ungarischen Finanzen zu ordnen. Ich begreife auch, daß Eure Excellenz einen Mann nicht ernst nehmen können, der so wenig Ueberlegenheit des Geistes besitzt, daß er die Verfassung seines Landes als das höchste der Güter bezeichnet und rüchständig genug ist, sich öffentlich als Anhänger der politischen Schule zu bekennen, die keine Transaction in den Grundsätzen kennt. In einem Geiste, der so hoch wie der Ihrige über diesen veralteten Anschauungen steht, muß die Phrase des Herrn v. Széll, daß er mit seinen Grundsätzen stehe und falle, begreiflicherweise alle schlummernden Geister der Fronte wachrufen.

Ebenso gut verstehe ich, wie sehr Ihre Heiterkeit durch den meritorischen Theil der Programmrede des Herrn v. Széll erweckt werden mußte, da Eure Excellenz offenbar die Empfindung hatten, daß alles, was über die positiven Aufgaben der Regierung gesagt wurde, keine leere Phrase, sondern vollkommen ernst gemeint sei. Eine Regierung, die die Verwaltungsreform, die Förderung der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels anstrebt, ja die sich sogar so weit erniedrigt, die Bervollständigung des Eisenbahn- und Frachttarifes und die Regelung des Vocalbahnwesens in ihr Programm aufzunehmen — nicht bloß um der officiösen Presse Gelegenheit zu schwungvollen Lobeshymnen zu geben, sondern allen Ernstes, in der Absicht das Versprechen auch zu erfüllen, — eine solche Regierung kann einem Staatsmanne großen Stills, wie Eure Excellenz es sind, begreiflicherweise nur unter dem Gesichtswinkel der Fronte verständlich sein.

Auch die Persönlichkeit des Herrn v. Széll ist, wie ich bereitwilligst zugesteh, ganz darnach angethan. Eurer Excellenz Sarkasmus wachzurufen. Ich weise nur ganz flüchtig darauf hin, daß Herr v. Széll wenige Tage, bevor er durch die Gnade Seiner Majestät an die Spitze der Regierung berufen wurde, Präsident einiger Actiengesellschaften und noch dazu blühender Actiengesellschaften war. Eure Excellenz sind zu gerecht, um ihm das sehr zum Vorwurfe zu machen; seine Carrière unterscheidet sich ja von der eines österreichischen Ministers nur dadurch, daß er zuerst Verwaltungsrath war und dann Minister wurde, während man in Oesterreich zuerst Minister wird, um dann Verwaltungsrath zu werden. Viel schärfere Kritik verdient meines und ohne Zweifel auch Ihres Erachtens die Art, wie Herr v. Széll mit Abgeordneten umgeht, sein Werben um die Gunst von Männern, die kein anderes Verdienst haben, als durch den Willen des Volkes Gesehgeber geworden zu sein; der allerjährlche Tadel aber gebührt dem Verkehr des ungarischen Ministerpräsidenten mit den Journalisten, die ihre Aufgabe nicht bloß im Vorzimmer

für die Ernährung notwendigen Salze; deshalb sterben sofort lebende Organismen in reinem destillierten Wasser ab. Auch beim Trinken destillierten Wassers erfolgt eine locale Vergiftung. Gegen unvorhergesehenen Genuß destillierten Wassers protestiert der Organismus durch sofortiges Ausspeien des Trankes. In den Magen gelangt, ruft destilliertes Wasser eine starke Quellung der oberflächlichen Epithelschicht hervor, die sich als Uebelsein bis zum Erbrechen kundgibt und sogar einen Magentatarrh hervorrufen kann. Dies war der Grund, warum man von der Magenaspülung mittelst destillierten Wassers abgesehen ist und zu diesem Zwecke derzeit physiologische Kochsalzlösungen oder Mineralwässer benützt.

Das gewöhnliche destillierte Wasser ist aber noch lange nicht chemisch reines Wasser. Wird als Maßstab für die Reinheit des Wassers dessen elektrische Leitfähigkeit genommen, so steht das destillierte Wasser ziemlich hoch in der Reihe. Es kommt sogar viel reineres Wasser in der Natur vor. Es ist dies das Eiswasser. Beim langsamen Gefrieren haben die Wasserbestandtheile Zeit, sich zu senken und in dem unten befindlichen Wasser sich aufzulösen. Das Eiskeisereis ist ein überaus klares Kristalleis, dem gegenüber unser Kunsteis schmutzig erscheint. Geschmolzenes Eiskeisereis stellt ein Wasser mit geringerem Leitungsvermögen vor, als das destillierte Wasser. Eis wird oft den Kranken als Mittel gegen Erbrechen gegeben. Nach dem Vorhergesagten bewirkt es aber nach längerem Gebrauche selbst eine Magenaffection. Die Giftigkeit reinen Wassers scheint auch manchenorts dem Volk bekannt zu sein; wenigstens wird in Gastein ein Brunnen, der reines Wasser führt, als Giftbrunnen bezeichnet.

Als Autointoxication (Selbstvergiftung) des Organismus bezeichnet man die Vergiftung durch Resorption schädlich wirkender Stoffwechselproducte. Eine der häufigsten Autointoxicationen geht vom Darne aus; die schon bei einfacher Stuhlverstopfung auftretenden Kopfschmerzen sind ein Symptom der Selbstvergiftung. Die Ausscheidung der giftigen Stoffwechselproducte findet durch alle Organe statt, die nach außen secerniren oder excerniren. Außer dem Darne sind hier zu nennen die Lungen, die Kohlensäure ausscheiden, die Schweißdrüsen, deren Secret, wie Arloing nachwies, giftig wirkt, und vor Allem die Nieren. Bouchard untersuchte die Giftigkeit des Harnes experimentell am Kaninchen. Nach seiner Anschauung beruht sie auf der Anwesenheit einerseits von Kalisalzen, andererseits von noch nicht näher erforschten Toxinen. Die Wirkungen des injicirten Harnes auf Kaninchen erklärt Bouchard auf rein chemischem Wege. Zur Annahme von Toxinen im Harn bewog ihn hauptsächlich der Umstand, daß die Menge der im Harn befindlichen Kalisalze — dieser heftigen Herzgifte — ihm zu gering erschien, um alle Vergiftungserscheinungen zu erklären. Bouchard's Ansicht wurde von Hyman van den Bergh einer strengen Nachprüfung unterzogen. Bouchard beging Fehler beim Experimentiren und fügte seine Anschauungen auf Durchschnittswerte, ein ganz unzulässiges Vorgehen, wo es auf individuelle Verschiedenheiten ankommt. Bergh leugnet das Vorhandensein der Toxine; bei dem experimentellen Nachweis der Harngiftigkeit kommen chemisch nur die Kalisalze in Frage, doch seien auch physikalische Verhältnisse zu berücksichtigen. Es tritt durch die Injection der Harnflüssigkeit eine Aenderung in der osmotischen Spannkraft des Blutes ein; das Blutplasma entzieht allen mit ihm in Berührung kommenden Elementen Wasser, und dies ruft Vergiftungserscheinungen hervor. Ist dies richtig, so ist das Bouchard'sche Experiment ganz ungeeignet, die größere oder geringere Giftigkeit des Harnes festzustellen.

Rudolph Lothar.

Die Alten und die Jungen.

Im Reiche der Kunst gibt es eine Aufgabe, die ihres Meisters harret. Wir wissen heute, daß man keine Geschichte der Kunst, der Literatur, der Musik schreiben kann, ohne in enger Fühlung mit der politischen und wirtschaftlichen Geschichte zu stehen. In diesen beiden Factoren liegen die Prämissen, die Bedingungen aller Kunstbetheiligung. Sie aufzubeden, die Fäden

zu verfolgen, die zwischen den ökonomischen, socialen, culturellen Gründen und Kunstübung und Kunstgeschmack laufen, wird das vornehmste Ziel des Aesthetikers sein. Nicht die Lebensgeschichte der Künstler, nicht die Aufzählung und ästhetische Betrachtung der Werke allein ist heute mehr der wichtigste Gegenstand der Forschung. Die Causalitätsbedingungen der Kunst sollen uns ihr Wesen erklären. Immer klarer muß es uns zum Bewußtsein gebracht werden, daß auch die Kunst eine Function des socialen Körpers ist, von seinen Lebensverhältnissen abhängig. Aus der Ursache der Kunst erklärt sich auch ihre Aufgabe. Ihre Aufgabe tritt am klarsten zu Tage in jenen Gährungsperioden, die in gewissen Zeiträumen stetig wiederkehren und den Charakter einer Auflehnung der Jugend gegen das Alter tragen. Die Alten in der Kunst aber sind die Mißverständigen, die Verkücherten, die Ueberkünstigen, die Zeitblinden. Ihr Geschick wird in vulcanischen Offenbarungen der Jugend besiegelt. Von Revolution zu Revolution schreitet die Kunst vorwärts. Und wenn man den Kern aller künstlerischen Revolutionen aufzudecken sich bemüht, dann findet man, wie ihr Lösungswort stets das gleiche bleibt: Natur! heißt immer die Parole. Die Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts, Lessing, Schiller, Goethe, die Romantiker, die Jungdeutschen, die Modernen — sie alle strebten in ihrer Weise zur Natur. „Jede Kunstschönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, Wahrheit,“ lehrte Schiller in seinen ästhetischen Vorlesungen. Mit einer Leidenschaft, die fast zur fixen Idee wurde, wollte Goethe immer und überall „die Natur in der Kunst leben“. „L'art sera en tout semblable à la vie,“ schrieb Alfred de Vigny als Leitwort des romantischen Dramas. Klingt diese Sätze nicht, als wären sie von gestern? Immer suchte die Jugend — und immer ist es die Jugend, die den Ausschlag gibt in der literarischen Bewegung — den Anschluß an die Natur, der ihr Sehnen, ihr Liebesheischen galt. Es änderte sich nur der Begriff, den die Zeit mit der Naturauffassung verband. Eine Geschichte der Naturauffassung wäre eine Geschichte des Naturalismus und gleichzeitig — die beste Geschichte des Kunstgeschmacks. Was wir Geschmack nennen, ist nur der Gradmesser für die Zusammengehörigkeit zwischen Kunst und Leben. Je höher dieser Gradmesser steigt, desto mehr nähert sich die Kunst dem Schönheitsbegriff der Zeit. Schön ist, was gefällt. Gewiß! Was aber gefällt uns am meisten? Das unserer Zeit, ihren politischen, socialen, moralischen Bedürfnissen am meisten Entsprechende. Um den Begriff der Schönheit festzustellen, darf man nicht zuerst auf das Werk blicken, sondern auf seine Vorbedingungen, seine Ursachen.

Der Wahrheitsdrang in der Kunst, das Streben nach Naturschönheit ist ein ewiges Forschen nach den Quellen des Lebens und also der Kunst. Einmal wollte man der Natur gerecht werden, indem man der Erscheinungen Sinn zu erfassen suchte, ein anderes Mal, indem man getreulich wiedergab, was Aug' und Ohr wahrnehmen konnte. Aber die slavische Nachahmung des Sinnensälligen wie die Bildersprache des Symbols und des Gleichnisses diente demselben Streben, derselben Treue gegen die Herrin Natur. Die Treue des Einen hieß Verklärung, die des Anderen Impressionismus, die eines Dritten Spiegelung. Wie immer auch Mittel und Wege geartet waren, das Ziel blieb das gleiche: Alle Kunst war und ist Naturalismus. Und je näher wir der Natur kommen, desto reicher wird die Kunst. Die intensive Beschäftigung der menschlichen Intelligenz mit den exacten Wissenschaften, die naturwissenschaftliche Betrachtung des socialen Körpers und seiner Functionen wird gewiß nicht, wie Manche meinen, ein Ende der Poesie, eine Götterdämmerung der Kunst einbegleiten. Im Gegenteil! Jeder Fußbreit Boden, den die Wissenschaft erkämpft, ist Neuland der Poesie; jede neue Technik erschließt der Kunst neue Gebiete. Denn schließlich führt alle Welterkenntnis, die der Mensch gewinnt, zu künstlerischem Ausdruck. Das heißt: die Umsehung der gewonnenen Erfahrung und Erkenntnis in Empfindung, der Drang und das Vermögen, diese Empfindung auf psychischem Wege in Anderen wachzurufen, nennen wir Kunst. Diese Umsehung ist uns nothwendig. Sie ist nicht etwa ein Luxus-, sondern ein Lebensbedürfnis des Menschen. Dieses Bedürfnis wächst in geometrischer Proportion mit seiner Bildung — dieses Wort im doppelten Sinne genommen. Die Zeit rückt immer näher, wo die Kunst das ganze

Leben in all seinen Bethätigungen durchdringen wird, wie die Religion dies zur Zeit ihrer Mütze gethan hat. Auch die Religion ist eine Kunstäußerung des Menschen. Auch sie entspringt den politischen und socialen Bedingungen und ist eine Form der Naturauffassung. Auch sie ist ein Umsetzen von Erfahrungswerten in Gefühlswerte, auch sie ist eine organische Function des socialen Organismus. Und auch in ihr entbrennt immer wieder der lebenspendende Kampf zwischen Alt und Jung, zwischen absterbendem und aufsteigendem Verständnis. Und auch in ihr ist jedes Verständnis ein engerer Anschluß an die Natur.

Wir wissen weder wie die Poesie, noch wie die Religion der Zukunft beschaffen sein wird — weil wir die politische und sociale Configuration der Zukunft nicht kennen. Aber es ist immer lehrreich, den Bestehenden zu überprüfen. Die Jahrhundertwende ist ein willkommener Anlaß zu solcher Ueberprüfung, und des Rücksehens auf allen Gebieten ist jetzt kein Ende.

Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, daß die Jahrhundertwende in der Kunst ein Abwärts bedeutet, ein Wellenthal, eine Zeit geringer künstlerischer Potenz. Es ist Alles aufgebraucht worden, was die Epoche an Kräften besaß. Das 20. Jahrhundert findet vollbeschriebene Tafeln. Es muß neue Tafeln herbeschaffen, um mit neuer Schrift Neues darauf zu schreiben. Die starken Talente der Achtzigerjahre haben ihr Bestes gegeben, die gewaltigen Geisteskämpfe sind veranlaßt, die Schlachten geschlagen. Auch in der Kunst gilt das Wort: „Nur das Erringen ist groß!“ Siege in der Kunst läuten todte Zeiten ein. Sie bringen Ruhe, Erschlaffung, Ermüdung. Der Friede heißt Stillstand. Das Neue erstarrt zur Formel; der Bergstrom, der so ungestüm vom Felsen sprang, hat sein Bett gefunden, und seine Kraft, die so schwer zu bändigen war, dient nun industriellen Betrieben. Der Sieg war der Erfolg, der Erfolg bringt die Industrie, die Industrie schlägt die wahre Kunst tod. Und die vormaligen Sieger, nachherigen Industriellen nennt man eben — die „Alten“. Aber neue Quellen drängen wieder aus der Erde, eine neue Jugend steht auf und ruft neue Rechte wieder aus — neue Rechte, die doch eigentlich die ewigen Rechte der Kunst und der Jugend sind. Das ist das immer wieder sich erneuernde Schauspiel vom Kampf der Alten und der Jungen.

Wenn man sich von unserer heutigen Literatur und ihrer Stagnation ein Bild machen will, braucht man bloß das treffliche Buch von Adolf Bartels: „Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen“ *) zu lesen. Es gibt eine ganz ausgezeichnete Uebersicht der deutschen Literaturentwicklung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Für Bartels beginnt mit Recht die moderne Dichtung mit Heinrich Heine; Hebbel und Otto Ludwig sind ihm die großen Führer der Bewegung. Auf diese Weiden muß unsere Kunst zurückgreifen, will sie auf richtigen Bahnen gehen.

Bartels weist in sehr interessanter, geschmackvoller und fast immer treffender Weise die ästhetischen Zusammenhänge in unserer Dichtung auf. Leider legt er zu wenig Gewicht auf die politischen und socialen Factoren. Er ist sich ihrer in seiner Darstellung bewußt, er deutet sie richtig an, aber er betont sie nicht nachdrücklich genug, er löst die Kunst zu sehr vom Leben und seiner Gestaltung los, er ist zu sehr absoluter Keilbete.

Bartels zeigt die fremden Einflüsse, die Spuren Dumas', Zola's, Björnson's, Ibsen's, Tolstoi's in unserem Schriftthum, aber er sagt nicht klar genug, warum diese Einflüsse so rasch und so tief Geltung gewannen. Welche politischen und wirtschaftlichen Umstände öffneten ihnen das Thor? Was lockerte den Boden auf, was machte ihn empfänglich für die Samentkörner, die über die Grenzen flogen? Bei der Untersuchung dieser Fragen käme manches Bedeutungsvolle zu Tage. So kann man dreimal in diesem Jahrhundert die Erscheinung beobachten, wie der politisch Besiegte dem Sieger Culturelemente bringt, so wie das besiegte Hellas der Siegerin Rom seine Kunst schenkte. In Beginn des Säculums lieferte Deutschland den Franzosen die Elemente der Romantik; Frankreich gab Deutschland nach 1870 Anregungen die Fülle; nach 1866 brachte das besiegte Oesterreich der deutschen Kunst Angenruber, Mosegger, die Ebner-Eichenbach.

Bartels bemerkt sehr richtig, daß unsere heutige Kunst sociale Kunst und Heimatkunst ist. Wie aber hat sich unser Social-

gefühl gebildet? In welchem engem Contact steht die sociale Frage mit allen Fragen der Kunst! Es ist interessant, zu beobachten, wie der Begriff der Gesellschaft sich immer mehr erweitert, der Begriff der Heimat sich immer mehr verengt. Das sociale Milieu der Dichtung war einmal der Himmelsstempel, dann Hof und Adel, dann das Bürgerthum, heute ist es das Volk, heute zählt der vierte Stand so gut zur Gesellschaft in unserem Sinne, wie das Königshaus. Das Milieu der Kunst umgrenzt die Interessensphäre des Genießenden, also des Publicums. In der Kunst jeder Epoche werden wir immer erkennen, welche Macht jene Epoche beherrschte. Einmal hieß diese Macht ein Gott, dann war es der Heros, das Königthum, der Adel, der Bourgeois, heute ist es das Volk.

Heimat des Dichters war einmal die ganze Welt, dann seine Nation, heute die Scholle, darauf er steht. Auch hier wie überall dieselbe Erscheinung: die Kunst tritt immer näher an ihr ewiges und einziges Object heran, an die Natur. Immer neue Wurzeln schießt sie in den Boden, immer tiefer dringt sie in's Leben, dem sie Kraft und Stoff entnimmt. Es ist, als ob der Menschheit immer neue Arme wachsen würden, um die Natur zu umfassen.

Eines der lehrreichsten Momente in der modernen Kunstentwicklung sind die Bestrebungen und Versuche, die Kunst zu popularisiren. „Volkskunst“ und „Kunst für das Volk“ sind die Lösungsworte. Es ist ein Fehler Bartels', daß er ihren starken Ton nicht hört, von ihrer Bedeutung schweigt.

„Die Alten und die Jungen“ nennt Bartels sein Buch. Aber im Buche selbst scheidet er die Lager zu wenig, hält er die Strömungen zu wenig auseinander.

Wie in der Materie haben wir auch in der Poesie ein *Plain-air*, ein Verzichten auf künstliche Beleuchtung, id est Idealisirung im Sinne der Alten. Unsere moderne Kunst will ihre Gegenstände vom Tageslicht umfluthen lassen, vom Licht des Tages, das unser Leben ist. Und wenn die Kunst ihren Gegenstand verklärt, so thut sie das nicht durch falsche Beleuchtung, sondern indem sie die richtigste Beleuchtung findet. Im rechten Licht geschaut ist Alles schön in der Natur. Wenn wir den richtigen Standpunkt wählen, dann gibt es nichts Häßliches, nichts Kunstwidriges auf der Welt. Kunst ist eine Standpunktfrage. Was aber bestimmt den Standpunkt? Unsere Individualität. Mit der Ausbildung der Individualität wird die Entwicklung der Kunst fortschreiten. Unsere Individualität selbst aber ist das Product aller Factoren, die unser sociales Dasein bestimmen.

Wenn wir heute von alter und junger Kunst sprechen, so meinen wir Alterthumskunst und *Plain-air*, Kunst, die in Formeln steckt, und Kunst, die sich neue Formen erst schafft. Aber nur die Jungen sind es, die heute wie immer die Entwicklung bedeuten, mögen sie auch in Vielem Iren und fehlen.

Das hätte ich gerne in Bartels' schönem Buch prächtiger ausgedrückt gesehen.

Bartels vertheilt gerne Prädicate. Er sieht es, zwischen großen und ganz großen Werken zu unterscheiden; er prophezeit, daß dieses Werk dauern werde und jenes nicht. Dabei paßirt es ihm, daß er manchmal über-, manchmal unterschätzt. So ist er z. B. ungerecht gegen Laube und Scherer. Er nennt einige Namen, die gewiß keinen Anspruch haben, auf die Nachwelt zu kommen, und geht über andere allzu flüchtig hinweg. Namen wie Friedrich Maurhner, Stefan George, Karlweiss, Dreves, Max Haushofer hätten gewiß nicht fehlen dürfen. Aber all diese Mängel werden wohl den Genuß des Lesens an dem anregungsreichen Buche nicht trüben.



A. F. Vom Kunstgewerbe.

III.

Spigen.

Die rührige Leitung des Oesterreichischen Museums ist wieder mit einer Ausstellung hervorgetreten, diesmal mit einer, die geeignet ist, der Frauenwelt besonderes Vergnügen und ausserlesenen Genuß zu bereiten. Seit den Siebzigerjahren haben wir in Wien keine Exposition von kunstvollen, alten Spigen

*) Zweite, sehr vermehrte Auflage. Leipzig 1899. G. Avenarius.